

Nochmals einst und jetzt

Autor(en): **Kaeslin, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **29 (1955)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NOCHMALS EINST UND JETZT

Unter dem Titel «Erlebtes aus vergangenen Tagen» hat der Schreiber dieser Zeilen in den *Aarauer Neujahrsblättern* 1939 und 1940 einen Rückblick auf Jahrzehnte geworfen, die den meisten jetzt Lebenden wenig bekannt sind. Unterdessen sind weitere vierzehn Jahre dahingegangen, und jene Vergangenheit ist noch tiefer ins Nichtseiende hinabgeglitten. Es mag erlaubt sein, einiges nachzutragen, das in jenen Aufsätzen übergangen oder nur gestreift worden ist.

Sprechen wir zunächst davon, wie sich die weite Welt dereinst in der Vorstellung der erst Heranwachsenden spiegelte: Die unsrigen waren reichlich primitiv. Das Ansehen der Franzosen war infolge des verlorenen Krieges von 1870/71 stark gesunken. Man sah in dem Ausgange des Kampfes eine Art Gottesurteil. Galten doch die Franzosen als «frivol», die Deutschen als besonders sittlich. Wer später einmal etwa in Berlin studierte, korrigierte solche Beurteilung. An die Bedeutung der britischen Nation wurde man immer wieder durch Briefmarken erinnert, die, aus aller Welt herangezogen, zumeist einen besonders schönen Frauenkopf zeigten, welcher die Königin Viktoria darstellen sollte. In Wirklichkeit sah sie ganz anders aus. Bearbeitungen englischer Abenteuergeschichten für die Deutsch redende Jugend schilderten Menschen, welche Mut und Tatkraft mit unbedingter äußerer und innerer Anständigkeit einten. Las man später etwa das *Bildnis des Dorian Grey* von OSCAR WILDE, so erfuhr man, daß es jenseits des Kanals auch ganz anderes gab. – Unsre Vorstellung von den Italienern bezogen wir Knaben von den Bauarbeitern aus südlichen Gefilden, die damals in allen Schweizer Städten tätig waren. Man sah sie in ihren Mußestunden auf erwärmten Steinen sitzen und, *alla mora* spielend, einander anblitzen und die Arme verwerfen, als sollte ein Dolch gezückt werden, was zu tun ihnen aber nicht einfiel. Man erinnert sich des Telegramms, das der Minister der öffentlichen Ar-

beiten aus Rom an die Festgemeinde in der Schweiz sandte, die einen Alpendurchstich – es war, wenn ich nicht irre, der Simplon – feierte. Es lautete: «Viele Grüße aus dem Lande des *dolce far niente*, dessen Söhne die Arbeiten ausführen, die für die andern zu beschwerlich sind.» – Die Vereinigten Staaten waren damals das Land, in welches man Leute abschob, die bei uns nicht gut tun wollten. Einer davon soll dem Aarauer Beamten, der ihn zur Fahrt über den Atlantik in eine französische Hafenstadt verbracht hatte, dort abhanden gekommen und früher als sein Betreuer wieder in Aarau gelandet sein. – Länder der Sehnsucht waren für die Knaben die südamerikanischen Gebiete mit ihren gewaltigen Strömen, den Urwäldern und den ausgedehnten Savannen, von denen man aus Beschreibungen Alexander von Humboldts einige Kenntnis hatte. Aber schon die klangvollen Städtenamen wirkten. Las man «Valparaiso», so war es einem, als zerginge ein Crème-Bonbon in unserm Munde. Man sah auch wohl gelegentlich in Zeitschriften, etwa in der *Gartenlaube*, das Bild eines älteren bärtigen Mannes. Das war der «Kaiser» – man denke! – Pedro II. von Brasilien, von dem es hieß, er sei ein sehr gelehrter Herr und demgemäß Mitglied einer Reihe europäischer Akademien. Sie haben den Würdigen im Jahr 1889 abgesetzt. – Rußland war wegen des zaristischen Despotismus in der öffentlichen Meinung verfehmt; man begeisterte sich für den türkischen General Osman Pascha, der 1877 die Festung Plewna im heutigen Bulgarien gegen die anstürmenden Russen heldenhaft verteidigte. Zureichende Kenntnis von den Verhältnissen in Rußland bekamen wir erst, als die großen Romane von DOSTOJEWSKIJ und TOLSTOJ in der Reclam-Bibliothek erschienen waren. – Die Chinesen galten damals als die Clowns unter den Völkern. Kein Fastnachtsumzug ohne eine Gruppe von Bezopften. Schon lange weiß man, daß die Chinesen ein Kulturvolk hohen Ranges sind. Was sie nachgerade im Weltpolitischen bedeuten, das hat die Anwesenheit des Herrn Tschou en Lai an der Genfer Konferenz diesen Sommer dargetan. Die Japaner oder Japanesen, wie man damals noch sagte, unterschied man kaum von andern

Gelben. Seither hat bekanntlich ihre Graphik die europäische Kunst, besonders die der Franzosen, befruchtet. Von Korea wußte man gar nichts.

Es ist früher ausgeführt worden, wie eng die gemütliche Bindung des Deutschschweizers an das übrerrheinische Deutschtum dereinst war. Der Nationalsozialismus hat sie gelöst, hat ein Mißtrauen erzeugt, das auch der unterdessen bekanntgewordenen Tatsache nicht weicht, daß eine viel größere Zahl von Reichsdeutschen dem Hitlertum abgeneigt war, als man vermutete. Man begreift nicht, daß Derartiges in einem Volke geschehen konnte, das der Welt so viele edle Geister geschenkt hat. Nun muß man sagen, daß das Deutschtum andern Völkern schon lang als etwas schwer zu Erfassendes erschienen war. Wir erlauben uns auf dieses Thema einzugehen. Zieht doch der erstaunliche Aufschwung, den Deutschland in verschiedener Richtung nach tiefstem Niedergang wiederum erlebt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

ANDRÉ GIDE, ein großer Verehrer Goethes und Nietzsches, hat sich mehrmals darüber vernehmen lassen. Er betont, daß es in seinem eigenen Volke, trotz aller provinziellen Unterschiede, doch *den* Franzosen gebe, wie es *den* Engländer gibt. Es hätte sich also – übrigens auch in Italien – eine nationale Eigenart herausgebildet, die am Einzelnen festzustellen ist. Nicht so innerhalb des Deutschtums. Und in der Tat: der Bayer, der Württemberger, der Rheinländer, sie sind mit dem Ostelbier schwer auf einen Nenner zu bringen. Nach GIDE wäre ein Hauptmerkmal des deutschen Menschen die Fähigkeit, seine Individualität sozusagen auszulöschen, wenn er vor eine bestimmte Aufgabe gestellt wird. «Songez à tout ce qui se passe dans la tête d'un Français en travers de son travail, quel que soit ce travail. L'Allemand lui, est tout à sa tâche.» Aus diesem Charakterzug erklärt sich nach GIDE auch die Freudigkeit, mit der sich der Deutsche militärischer Disziplin unterwirft, erklären sich andererseits seine erstaunlichen Erfolge in jedem Gemeinwerk, also namentlich in der Industrie. Dem Gesagten soll das geringe Bedürfnis des Deutschen entsprechen, in die Seelen anderer forschend einzu-

dringen. Und in der Tat: die Franzosen hatten ihre großen «moralistes» – Seelenforscher – wie Montaigne, La Rochefoucauld, La Bruyère zu einer Zeit, da die Großzahl der Deutschen noch in unfruchtbare konfessionelle Streitigkeiten verwickelt waren. Daß das Deutschtum seither in Männern wie Goethe, Schopenhauer, Nietzsche Seelenkundige höchsten Ranges erzeugt hat, wird GIDE wohl nicht bestreiten. Richtig ist, daß manche politischen Mißerfolge der Deutschen sich daraus erklären, daß sie sich nicht leicht in anders Geartete einzufühlen vermögen, sofern es sich nicht um Literarisches handelt. – Aber wie verwickelt sind doch die Dinge! Hat nicht Martin Luther das Deutschtum aus dem Kreise der europäischen Völker herausgehoben, indem er den Einzelnen im Religiösen auf sich selber stellte?

Werfen wir einen Blick auf das Preußentum, das die Geschicke der ganzen Nation so lange in entscheidender Art bestimmt hat. Wobei wir uns vor übereilten Verallgemeinerungen zu hüten haben. CARL PIDOLL, ein Österreicher, der aber Jünglingsjahre in Berlin verlebt hat, redet davon in seinem ausgezeichneten Romane *Augustinus Duroc*. Es ist eine Art romancierter Selbstbiographie und gibt Einblick in die Entwicklung der deutschen Kultur in gewissen Lebensgebieten etwa von 1890 an bis in die Weltkriege. Nach PIDOLL beruht der Unterschied zwischen Deutschtum und Deutschtum besonders darauf, daß große Gebiete, die Rheinlande und Süddeutschland mit Einschluß von Österreich, jahrhundertlang zum Römischen Reich gehörten, von südlicher Kultur beeinflußt waren, während sich die Ostelbier in sich selber entwickelten oder als Kolonisatoren slawisches Gebiet unterjochten. Dort hat sich jener uns so fremdartige Typus herausgebildet, der vieles mit Gewalt erzwingen will. In neuerer Zeit verkörperte wohl keiner dieses Wesen in der Art wie der General Ludendorff. Er war auch der Ausbund eines sturen Nationalismus. Goethe, den Weltbürger, haßte er so, daß er sich in Rücksicht auf ihn zu wahnwitzigen Verleumdungen verstieg. Bezeichnenderweise entstammte Ludendorff der Provinz Posen, also einem Stück von Preußen eroberten Fremderlandes. Natürlich möch-

ten wir Friedrich Nietzsche nicht neben einen Ludendorff stellen. Es ist aber doch zu sagen, daß der in Naumburg Geborene wie kein anderer den Krieg als unentbehrlichen Erzeuger von persönlich-männlicher Tüchtigkeit gepriesen hat. Das war freilich Reaktion gegen Genußsucht und Scheinbildung, die sich in gewissen Schichten seines Volkes unter dem Einfluß des gewachsenen Reichtums eingenistet hatten. Das spiegelt sich zum Beispiel in dem anmaßenden Protzertum eines Göring.

Es wäre verkehrt, das Preußentum nur nach gewissen unerfreulichen Erscheinungen beurteilen zu wollen. Namentlich ist darauf hinzuweisen, daß die sehr bescheidenen Lebensumstände, die lange für das märkische Land bezeichnend waren, einen etwas rauhen, aber überaus tüchtigen und im Wesen eher zurückhaltenden Menschentypus schufen. Und in gewissen Kreisen des Adels fehlte es auch nicht an Sinn für höhere geistige Güter, wenn auch viele in einer etwas engbrüstigen Religiosität Genüge fanden. Ein Beispiel gewinnender altpreußischer Art hat FONTANE in seinem *Stechlin* gezeichnet. Sie verkörperte sich auch in Feldmarschall von Moltke, dem Sieger von 1870/71. Dieser kam mehrmals nach Ragaz zur Kur. Als er das erstemal auftauchte, soll man dem ältlichen Zivilisten, über den man noch nicht im Bilde war, ein Zimmer im dritten Stocke des Hotels angewiesen haben, was er sich lächelnd gefallen ließ; und damals gab es den Lift noch nicht. Nebenbei gesagt, war Moltke oft zu Gast bei dem schweizerischen Gesandten Arnold Roth aus Teufen, einem der bedeutendsten Staatsmänner unsres Landes im letzten Jahrhundert. Wir weisen noch auf den sympathischen alten General hin, den WIECHERT in seinem Roman *Das einfache Leben* vorgeführt hat. – Man stellt sich bei uns den Bauern im Preußischen wohl als unterdrückten Heloten vor. Nun gab es ja einmal die Leibeigenschaft. Aber die Bauern, die uns FONTANE in seinem großen Roman *Vor dem Sturm* schildert, sind kraftvoll selbstbewußte Menschen, der unter ihnen ansässigen Gutsherrschaft anhänglich, aber nicht unterwürfig.

Dafür, daß es auch noch unter Wilhelm II. harte Köpfe gab, Männer, die nicht nach einem Orden schielten, gibt PIDOLL einen sprechenden Beleg:

Sein Duroc, das heißt er selber, besuchte das Joachimstaler Gymnasium in Berlin, das, als einer Stiftung seinen Ursprung verdankend, sich merkwürdigerweise in einiger Unabhängigkeit vom staatlichen Unterrichtswesen hatte erhalten können. Bei Anlaß des dreihundertjährigen Jubiläums fanden sich dann aber doch nebst andern Gästen Vertreter des Kultusministeriums ein. Das hinderte den Rektor der Anstalt nicht, in seiner Festrede zu sagen: «Ich habe an erster Stelle natürlich unsern gegenwärtigen Landesherrn, Seine Majestät den König und Kaiser, zu dieser bescheidenen Feier ehrfurchtsvoll eingeladen. Seine Majestät hat nicht geruht, dieser Einladung Folge zu geben. Es ist eine offene Frage, wer hierbei der verlierende Teil ist.» Der Hauptvertreter des Unterrichtsministeriums verabschiedete sich dann allerdings, ohne dem Direktor der Anstalt die Hand zu reichen.

Jedermann weiß, daß der preußische Staat mehrere Hochschulen unterhielt. Die Berliner Universität wurde ja zu einer der berühmtesten europäischen Bildungsanstalten. Ebenso weiß man, was Berlin in künstlerischer Beziehung bedeutete. Es scheint aber nicht, daß die äußerlich führenden Schichten im ganzen genommen zu den Trägern dieser Entwicklung gehörten. Die preußischen Könige hatten mit wenigen Ausnahmen kein besonderes Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft. Für Wilhelm II. war eine Vorliebe für das leer Großartige bezeichnend. FONTANE, der fremde Länder, namentlich England, kannte, hat sich gelegentlich abfällig über seine Umwelt geäußert. Dies noch, bevor er an seinem siebzigsten Geburtstag eine gewisse Erfahrung machte. Damals wurde ihm von Freunden der Dichtkunst gehuldigt; es befanden sich darunter auch jüdische Journalisten. Wer aber als Gratulant ausblieb, das war der märkische Adel, obwohl FONTANE ihm in seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* und in Gedichten wie *Seydlitz* und *Adliges Begräbnis* ein ehrendes Denkmal gesetzt hatte.

FONTANE schrieb darauf ein humoristisches Gedicht mit den Schlußworten: «Kommen Sie, Kohn!»

Wir schließen das Kapitel mit dem Hinweis auf eine Stelle in PIDOLLS Roman, die so recht den Unterschied zwischen einst und jetzt jenseits des Rheins dartut. Duroc versuchte sich eine Zeitlang als Schauspieler, und das führte ihn an die «Hofbühne» eines kleinen deutschen Staates. «Im Mittelpunkt des dortigen Lebens stand der Landesfürst. Wer irgendwie dazu gehörte, verhielt sich so, als ob der Großherzog jeden Augenblick auftauchen könnte. Man redete miteinander in gedecktem Ton. Das Tempo der Wagen und Fußgänger, die Fahrweise der Straßenbahn, ihr vorsichtiges Gebimmel, die Sprechweise der Ladeninhaber und Wirte, alles schien von Respekt und Zurückhaltung getränkt, abgestimmt auf die theoretische Allgegenwart des Landesfürsten, der auch in allen Konversationen auftauchte wie ein still und ehrfurchtsvoll gehegter allgemeiner seelischer Besitz. – Wenn der Hofschuhmacher ins Schloß befohlen wurde, um Bestellungen für Seine Königliche Hoheit entgegenzunehmen, so hatte er dazu einen Frack anzuziehen und wurde im Zweispänner – allerdings ohne Lakai – abgeholt.» PIDOLL hatte, als er in jener Residenz wohnte, den Eindruck, solches Wesen werde wohl bald verschwinden. Aber: «Es stak viel Tüchtigkeit in dieser Welt. Sehr viel Fleiß, Anstand und Qualitätsgefühl.»

Auch derjenige, welcher sich geoffenbarter Religion entfremdet hat, kann, wenn er nicht ein ganz oberflächlicher Mensch ist, die Bedeutung des Religiösen nicht verkennen. Würde ihn jemand um seines «Unglaubens» willen scheel ansehen, so könnte er sich auf keinen Geringeren als BLAISE PASCAL berufen, der da sagte: «Il n'y a que deux sortes de personnes, qu'on puisse appeler raisonnables: ou ceux qui servent Dieu de tout leur cœur, parce qu'ils le connaissent, ou ceux qui le cherchent de tout leur cœur, parce qu'ils ne le connaissent pas.»

Wenn ich mich der Jahre meines Heranwachsens erinnere, so habe ich den Eindruck, sie seien in Hinsicht aufs Religiöse eine unfruchtbare

Zeit gewesen. Das erklärt sich aus mehreren Ursachen. Einmal daraus, daß der politische Radikalismus in seiner Blütezeit gegen alles Überlieferte mißtrauisch war. Dann daraus, daß sich Naturwissenschaftler als Philosophen aufgetan hatten und mit ihren Mitteln ein zureichendes Weltbild schaffen zu können glaubten. Schließlich aus der Tatsache, daß sich die konfessionellen Gegensätze in einer Weise verschärft hatten, daß das Wichtigste, das religiöse Innenleben, wie es sich etwa in einzelnen Frauengestalten Gotthelfs ausprägt, zurückgedrängt wurde. In der Aarauer Umgebung, in welcher ich aufwuchs, bestand eine große Abneigung gegen den römischen Katholizismus: sie ging zurück auf den sogenannten Syllabus des Papstes Pius IX. vom Jahr 1864, eine scharfe Absage an die gesamte moderne Kultur. Dann darauf, daß das Vatikanische Konzil des Jahres 1870 den Papst als unfehlbar erklärt hatte, wenn er *ex cathedra*, das heißt in voller Verantwortung seines Amtes, spreche. Diese Entscheidung war entgegen dem Willen bedeutender Kirchenfürsten, besonders deutscher, getroffen worden. Das führte bekanntlich zum Abfall einer Gruppe von Gläubigen, die sich jedoch nicht, wie gehofft worden war, in merklicher Art vermehrte. Bekanntlich stellte sich in der Schweiz Augustin Keller an die Spitze der sogenannten Altkatholiken.

Die Zeiten haben sich geändert. Unter ebenso klugen wie frommen Päpsten hat die Kurie Anstößigstes zurücktreten lassen, woraus sich friedlicheres Zusammenleben der Bekenntnisse ergab. Geschickte Politik der Nichtkatholiken hat im Aargau und anderswo einen erfreulichen Zustand gegenseitiger Duldung bewirkt. Der Kampf der römischen Kurie um *ihre* Freiheit in den kommunistischen Staaten stellt ihre Kirche an die Seite der übrigen Gegner der totalitären Systeme. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß ihr Anspruch darauf, als einzige das wahre Christentum zu vertreten, sie nach wie vor zu den Angehörigen der übrigen Christlichkeit in scharfen Gegensatz bringt. Erwähnen wir, daß das Auftreten des französischen Dominikaners Pater Pierre als eines Vorkämpfers der Priester, welche sich in das Milieu der Arbeiterschaft

begeben, um diese wieder für Religion und Kirche zu gewinnen, auf weitere Kreise Eindruck gemacht hat. Nennen wir als *ein* Beispiel für das aufopfernde Wirken von Krankenschwestern verschiedener Konfessionen jene Schwester Geneviève de Galard, welche in der belagerten Festung Dien-Bien-Phu in Indochina, die Verwundeten umsorgend, bis zum Ende ausharrte.

Von der reformierten Kirche ist zu sagen, daß sie seit einigen Jahren eine Tätigkeit entfaltet, die man als missionarisch bezeichnen kann: Wir denken an all die Einrichtungen und Veranstaltungen, durch welche die Laien mit ihr in nähere Verbindung gebracht werden sollen: Kirchgemeindehäuser, Vorträge religiösen Inhaltes, künstlerische Ausschmückung der Gotteshäuser. Die Moralische Aufrüstung, die ihren Sitz in Caux hat, zieht viele in ihren Bann, doch wohl in erster Linie Protestanten. Erwähnen wir auch, daß die Heilsarmee nicht mehr verspottet wird wie bei ihrem ersten Auftreten in der Schweiz. Den genannten Bestrebungen liegt offenbar die Einsicht zugrunde, daß sich das Christentum in einer Krise befinde, daß tödliche Gefahr bestehe. Diese erwuchs den etablierten und vom Staate gestützten Kirchen auch von innen heraus dadurch, daß der vor hundert Jahren schon gestorbene Däne SØREN KIERKEGAARD zur Zeit der Weltkriege als eine Größe erkannt worden ist und Aufsehen machte. Hatte KIERKEGAARD sich doch als scharfer Kämpfer der hergebrachten Kirchlichkeit entgegengestellt. Das Christentum war nach seiner Meinung in den Kirchen erstarrt. Was den Menschen tief erregen müßte, um was er ringen sollte – lebendiges Christentum –, das habe sich von den Realitäten des Lebens in weitem Maß geschieden und werde deshalb von vielen nicht mehr ernst genommen. Nach KIERKEGAARD hat derjenige, welcher der Lehre zunächst trotzt, mehr Chance, schließlich zu religiöser Innerlichkeit zu gelangen, als der «Brave», der über sich ergehen läßt, was ihm angepredigt wird.

In seinem ausgezeichneten Buch über religiöse Denker macht WALTER NIGG darauf aufmerksam, daß nicht nur Kierkegaard, sondern

auch Persönlichkeiten, wie der tief religiöse Maler van Gogh, von der Kirche nichts mehr wissen wollten. Warum: Weil diese sich überall der Bürgerlichkeit eingefügt hätte, zur Stütze des Bestehenden geworden sei.

Der *Schweizer Spiegel* hat im Sommer dieses Jahres eine Umfrage veranstaltet, die sich zunächst an jüngere Menschen richtete: Wann haben Sie zum letzten Mal die Bibel gelesen? Im Juniheft sind einundzwanzig der eingegangenen Antworten abgedruckt worden. Daß Zwanzigjährige sich nicht als eifrige Bibelleser bekennen würden, stand zu erwarten. Die Oberflächlichkeit und Ehrfurchtslosigkeit, die sich in mehreren dieser Äußerungen ausspricht, Äußerungen von Menschen, die alle den üblichen Religionsunterricht besucht haben, ist aber erschreckend. Sollte Kierkegaard am Ende doch nicht so ganz unrecht haben?

Wir erwähnen hier die Abwertung, welche die Worte bürgerlich und Bürgerlichkeit im Lauf der Jahrzehnte erfahren haben, als eine bemerkenswerte Tatsache. Sie bezeichneten dereinst allgemein Anerkanntes und Geehrtes. «Bürgerliches Bräuhaus», das tönte nicht schlechter als «Hofbräuhaus». Jetzt werden diese Worte nicht selten in abschätzigem Sinne gebraucht, freilich mehr außerhalb der Schweiz als bei uns. In Rußland ist «Burschoi» – *bourgeois* – zu einem eigentlichen Schimpfwort geworden. Solche Abwertung erklärt sich daraus, daß das Bürgertum im neunzehnten Jahrhundert zur führenden Schicht geworden war, die sich zu behaupten trachtete und da und dort der Arbeiterschaft gegenüber ungefähr die Haltung einnahm, welche vor Zeiten der Adel ihr selbst gegenüber beobachtet hatte. Will man den Widerspruch des Unbürgerlichen zum bürgerlich Geordneten an einem Beispiel erfassen, so erinnere man sich der erschütternden Szene in DOSTOJEWSKIJS Roman *Schuld und Sühne*, wo der Mörder, Raskolnikoff, und Sonja, die von den Lebensumständen zur Dirne degradierte, miteinander die Bibel lesen.

Viele Bücher religiösen Gehaltes sind in den letzten Jahrzehnten erschienen. Wieviel hat nicht die sogenannte dialektische Theologie zu

reden gegeben! Der Verfasser dieses Aufsatzes kennt nur wenig von dieser Literatur. Außer dem erwähnten Buche von NIGG möchte er aber doch noch eines nennen, das ihm durch seine Haltung imponiert hat. Dasjenige nämlich über «das Heilige» des einstigen Marburger Theologen und Professors RUDOLF OTTO. Auf Grund genauer Kenntnis auch außerchristlicher Bekenntnisse, namentlich indischer, weist Otto nach, daß *religio* einer Uranlage des Menschen entspricht, nicht von anderem abzuleiten ist, wie man des öfteren versucht hat.

Die auffälligste Tatsache auf dem Gebiet, in das wir uns hier eingelassen haben, ist die, daß sich die neueste Philosophie, der sogenannte Existentialismus, wenigstens in derjenigen Gestalt, die der in Basel wirkende deutsche Professor JASPERS ihr gegeben hat, in einer Weise ins Transzendente, ins Übersinnliche vorstößt, zu welcher Kant wohl die Lippen gekräuselt haben würde. Das Wort Existential-Philosophie bedarf vielleicht einer Deutung. Während frühere Denker umfassende Weltbilder schufen, in welchen der einzelne Mensch mit seinen Bedürfnissen, Ängsten und Leiden in den Hintergrund trat, beschäftigen sich gewisse Philosophen unserer Tage gerade mit ihm, und zwar weniger mit dem Erkennenden als mit demjenigen, welcher sozusagen instinktiv zu einer so oder so gearteten Auffassung der Welt gelangt, in welche wir uns hineingestellt sehen.

Ausgezeichneten Ausführungen des Berner Professors MARTIN WERNER entnehmen wir folgendes über «den religiösen Gehalt der Existenz-Philosophie», speziell über Jaspers:

Wertvolle Menschen suchen nach dem Sinn ihres Daseins, das sich, wie sie glauben, in diesem Leben nicht erfüllt. Dem Getriebe des Tages sich nach Möglichkeit entziehend, wollen sie zum «Eigentlichsein» gelangen. Da drängt sich ihnen dann die Frage auf: Warum gibt es eigentlich etwas? Warum ist nicht nichts? So greifen sie ins Übersinnliche, das mit den Mitteln unseres Verstandes und unserer Intuition nicht zu ergründen ist. Gott bleibt für alle ein Verborgener. Daß die uns umgebende Welt Unbegreifliches in sich faßt, bleibt auch dem

religiös Gerichteten nicht verborgen. Wie kann es in ihr, die doch Gott entquollen sein soll, so viel des Übeln geben, all die Ungerechtigkeiten des Schicksals, Weltkriege und so weiter? Kann all dies wirklich allein dem Unverstand und der Bosheit der Menschen zugeschrieben werden? Solche Bedenken können auch den des religiösen Sinnes nicht Baren zur Ablehnung des gepredigten Gottes führen. Manche jedoch lassen sich bedingungsloses Vertrauen in einen über der Welt Waltenden nicht rauben, nach dem Bibelworte: Gottes Wege sind nicht unsere Wege. – Es dürfte unnötig sein, auf das Christliche solcher Denkweise hinzudeuten. Freilich fällt wohl bei allen, die von der Philosophie her zu religiösen Überlegungen kommen, etwas dahin, das in der «geoffenbarten» Religion als ein Hauptstück erscheint: die Erlösungslehre.

Es wäre unrecht, wollten wir mit Stillschweigen übergehen, was auf unserem ureigenen Boden entstanden ist: Wir denken an JOST WINTE-
LERS Versband *Tycho Pantander* der 1890 erschienen ist, mehrere Jahre, nachdem der Verfasser als Lehrer an der Aargauischen Kantonsschule angetreten war. Die seltsamen Worte bedeuten ungefähr: der zu einem Vollmenschen Bestimmte. WINTELER hatte zuerst Theologie studiert, war dann aber zur Germanistik abgesprungen. Sein Buch bezeichnet sich als eine «Geistesentwicklung in Liedern». Wir ziehen hier nur die religiöse Seite derselben in Betracht.

Nicht nur hatte WINTELER sich von den Theologen geschieden, er verwarf die christliche Ergebung, stellte sich mit dem obenerwähnten Trotz der Gottheit entgegen, welche er noch als den außerhalb der Welt stehenden Schöpfer und Lenker erfaßte. Ihm schleuderte er ins Antlitz:

Hat ein Vernunftbegabtes mich beladen
Mit diesem Leben, lass' ich ihm entbieten:
Satt hab' ich die Geschenke seiner Gnaden,
Er mag sich ein stumpfsinnig Lasttier mieten.

Des Siechtums Plagen ohne Zahl und Ende,
Die Drangsal ausgesuchter Höllenqualen,
Hülflos zum Himmel rings erhobne Hände,
Der Schuft bei fremder Arbeit fetten Mahlen,
Es ist ein Schauspiel, rasend mich zu machen.

Dazwischen streut ein Dämon, uns zu necken
Hinfäll'gen Glückes ein paar volle Hände.
Wir wählten wohl ein Ende sonst mit Schrecken,
So tragen wir den Schrecken sonder Ende

Wir wissen ganz genau: die weite Runde
Vom Aufgang bis zum Niedergang umwimmert
Das Elend mit der Torheit treu im Bunde,
Vom Goldstaub der Gestirne kalt umflimmert.

Pantanders Trost ist, daß die Erde einst «in das dunkle Reich ewiger Nacht» sinken werde:

An deinen Ufern hält der müde Tag
Sein schnaubendes Gespann und tränkt es satt
An deiner Ruhe und Vergessenheit,
Die durchzuleuchten er umsonst
Sein Licht ergossen hat.

Aber es kommt ein Umschwung: es ist, als ob einer, der ein Bergmassiv zuerst vom Fuß aus betrachtet hätte, es nun von fern in seinen großen Umrissen sähe. Das nun hängt mit einer Änderung von Pantanders Gottesvorstellung zusammen. Den Übergang bildet eine deutliche Ablehnung der Idee Hegels und anderer deutscher Denker, daß der Weltgeist ursprünglich ohne Bewußtsein gewesen, erst im Lauf der Entwicklung im Menschen zu sich gekommen wäre. Auch Pantanders Gott ist nun freilich der Allumfasser, in dem wir beschlossen wären wie die Zellen in unserm Leibe. Oder in anderem Bilde:

Der Quecksilbertropfen

Wie du dich teilst und immer wieder teilst,
Aus Teilen auch zurück ins Ganze rinnst,
So bist du mir der Schöpferseele Bild,
Die, ob ins Allmeer unzählbarer Seelen
Zerteilt, durchwühlt vom Sturm der Leidenschaft
Doch nimmermehr des Zieles kann verfehlen,
Zu sammeln sich zu voller Gotteskraft.

Nun könnte man sagen, an der Welt, deren Einrichtung Pantander mit so heftigen Worten bescholten hat, ändere sich ja nichts dadurch, daß wir uns als Teile Gottes betrachteten. Aber so stark ist im Dichter das Verlangen nach erträglicher Vorstellung in Hinsicht auf Gott und die Welt, daß er in der Idee Trost findet, der Allumfasser erlebe mit, fühle mit, was immer in seinen einzelnen Zellen, den Geschöpfen, vorgeht. Nun will das Einzelleid dem Pantander nicht mehr allzuviel bedeuten:

Da tat die Nacht die weiten Hallen auf,
Die Sterne wandelten in stillem Reigen,
Des Erdenlebens Sturm um ihren Lauf
Verklang im All wie Säuseln in den Zweigen.

Und all der Stern' und Erden leiser Flug
Verwebte sich zum Lied wie Harfentönen.
Was erst ein Mißlaut schien, es war nur Trug,
Hier war's verklärt zum Einklang alles Schönen.

Mit alledem verbindet sich der Gedanke, daß der Widerstreit zwischen Gut und Böse notwendig sei, indem er den Menschen – oder doch die Erlesenen – zu Kämpfern für jenes mache. Das findet sich auch bei JEREMIAS GOTTHELF.

Es ist auf Erden nichts so faul und schlecht,
Daß es nicht hilft zu dem, was gut und recht.
Auch ist hienieden nichts so fraglos gut,
Daß nicht darin ein Kern zum Bösen ruht.

Und so kann Pantander schließlich sagen:

Unfaßbar großer Gott, vor deinem Sein
Ist, was ich denk' und dichte, bloßer Schein.
Doch hell genug zu glauben, daß du bist,
Daß weis und gut dein ganzes Wesen ist.

Man sieht, dieser Pantheismus steht dem Christentum nahe, obwohl auch hier Christus und die Erlösungslehre außer Betracht fallen. Daß Pantander Christus ehrte, beweisen mehrere Stellen.

Die Veröffentlichung des *Tycho Pantander* wurde für den Verfasser zu einer großen Enttäuschung. Er wurde von wenigen beachtet. Das erklärt sich einmal daraus, daß dieses Buch nicht leicht zu bewältigen ist, vor allem aber aus dem Umstand, daß es sich nur in wenigen Partien ins wirklich Dichterische erhebt, und zwar zumeist erst in den Schlußteilen, aus denen wir einiges zum Wiederabdruck gebracht haben. Es ist nun aber doch schwer zu begreifen, daß sich unseres Wissens kein schweizerischer Theologe oder Philosoph je um das Buch gekümmert und seinen Gehalt ins Licht gerückt hätte.

Die Worte, die wir ihm hier gewidmet haben, möchten ein kleines Blumengebinde sein, auf das Grab des Mannes gelegt, der eine der bedeutendsten Persönlichkeiten war, die dem Aargau als Lehrer an der Kantonsschule gedient haben. Die geweihte Stätte liegt im oberen Toggenburg, wo Winteler Knabenjahre verlebte, nachdem die Familie vom Kerenzer Berg dort hinübergesiedelt war.

Hans Kaeslin